

Lou Andreas-Salomé

Henrik Ibsens Frauen-Gestalten

Psychologische Bilder nach seinen sechs Familiendramen



MedienEdition Welsch

Werke und Briefe von Lou Andreas-Salomé
in Einzelbänden Band 7 (Literarisches Werk Band 3)

Lou Andreas-Salomé

Herausgegeben in Zusammenarbeit
mit dem Lou Andreas-Salomé Archiv, Göttingen.

Zu Lou Andreas-Salomé

Das Leben der Lou Andreas-Salomé, die am 12. Februar 1861 in St. Petersburg geboren wurde und am 5. Februar 1937 in Göttingen verstorben ist, umfasst die Emanzipation vom zaristischen Russland mit Hilfe eines sehr scharfen und sich keinerlei Zwängen beugenden Verstands, die finanzielle Unabhängigkeit mit Hilfe der Schriftstellerei und die bereitwillige umfassende Akzeptanz des psychoanalytischen Prinzips in Bewunderung ihres Gründers.

Die Stadien dieses Lebens könnten auch betitelt werden mit den Weggefährten jener Zeiten – Friedrich Nietzsche, Rainer Maria Rilke, Sigmund Freud –, man wird damit jedoch diesem selbstbestimmten Frauenleben nicht annähernd gerecht.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung von Lou Andreas-Salomé (»Lou Andreas-Salomé. »Wie ich dich liebe, Rätselleben«. Eine Biographie« von Michaela Wiesner-Bangard und Ursula Welsch) ist über den Buchhandel oder als E-Book (erweitert um ein Kapitel zur psychoanalytischen Theorie und Praxis von Lou Andreas-Salomé) über die MedienEdition Welsch zu beziehen.

Zur Herausgeberin

Dr. phil. Cornelia Pechota lebt als Literaturwissenschaftlerin und Übersetzerin in Genf. Nach langjähriger Tätigkeit im Verlagswesen studierte sie Germanistik, Anglistik und Assyriologie. Auf die Publikation ihrer Dissertation »»O Vater, laß uns ziehn!« Literarische Vater-Töchter um 1900. Gabriele Reuter, Hedwig Dohm, Lou Andreas-Salomé« (2005) folgte die Studie »Heim und Unheimlichkeit bei Rainer Maria Rilke und Lou Andreas-Salomé. Literarische Wechselwirkungen« (2010); daneben Beiträge und Rezensionen in Zeitschriften und Sammelbänden. Siehe unter www.cpv-intertext.com.

Lou Andreas-Salomé

Henrik Ibsens

Frauen-Gestalten

Psychologische Bilder nach seinen sechs
Familiendramen:

Ein Puppenheim – Gespenster –

Die Wildente – Rosmersholm –

Die Frau vom Meere – Hedda Gabler

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen
von Cornelia Pechota



MedienEdition Welsch

Herausgegeben in Zusammenarbeit
mit dem Lou Andreas-Salomé Archiv, Göttingen.

Ungekürzte Ausgabe nach der Erstpublikation 1892 (1891 erschienen);
2. Auflage, ergänzt um Hinweise zum Vorabdruck des »Märchen zur
Einleitung« in »Freie Bühne« 1(1890).

© 2019 MedienEdition Welsch

D-83373 Taching am See, Tachenseestr. 6, +49-(0)8681-471 852

info@medienedition.de, www.medienedition.de

Alle Rechte vorbehalten.

ISBNs (2. Auflage)

978-3-937211-34-3 (Buch)

978-3-937211-33-6 (PDF-E-Book)

Cover-Design: Kontext Medien. Annegret Wehland u. Michael Brand-
stätter GbR, www.kontext-medien.de

Satz (XSL-FO) + E-Book: Ursula Welsch, Taching am See

Druck: Digital Print Group O.Schimek GmbH, Nürnberg

Coverfoto: Lou Andreas-Salomé mit ihren beiden Kusinen Emma und
Auguste Wilm, etwa 1881 (Lou Andreas-Salomé Archiv, Göttingen)

Inhalt

Zu Lou Andreas-Salomé	2
Zur Herausgeberin	2
Editorische Notiz	6
Henrik Ibsens Frauen-Gestalten	7
Ein Märchen zur Einleitung	9
Nora (»Ein Puppenheim«)	21
Frau Alving (»Gespenster«)	43
Hedwig (»Die Wildente«)	58
Rebekka (»Rosmersholm«)	81
Ellida (»Die Frau vom Meere«)	103
Hedda (»Hedda Gabler«)	135
Materialien	167
Wilhelm Bölsche:	
Sechs Kapitel Psychologie nach Ibsen (1891)	169
Fritz Mauthner:	
Henrik Ibsens Frauen-Gestalten (1892)	174
Otto Harnack:	
Henrik Ibsens Frauen-Gestalten (1892)	175
Theodor Heuss:	
Lou Andreas-Salomé (1908)	177
Heinrich Meyer-Benfey:	
Lou Andreas-Salomé (1931)	179
Verzeichnis der Erstdrucke/Erläuterungen	181
Nachwort	205
Literatur	250
Siglen und Abkürzungen	252
Zeittafel	255
Personenverzeichnis	257

Editorische Notiz

Diese Ausgabe enthält in ungekürzter Fassung die Erstausgabe in Buchform, die 1891 mit der Jahreszahl 1892 im Verlag Hugo Bloch, Berlin, erschien.

Die ursprüngliche Schreibweise und Zeichensetzung wurden bewusst beibehalten. Zur Vereinheitlichung wurden lediglich die Regeln der Rechtschreibreform von 1901 (th zu t, ss zu ß, c zu z bzw. k, v zu w und Tilgung des Apostrophs vor dem Genitiv-s bei Eigennamen) auf den Text angewendet. Eindeutige Schreibfehler wurden stillschweigend korrigiert.

Die charakteristischen Sperrungen der Erstausgabe wurden in die kursive Schreibweise umgesetzt.

Website zu Lou Andreas-Salomé

Im Rahmen der Website der MedienEdition Welsch finden Sie ausführliche Informationen zu Leben und Werk von Lou Andreas-Salomé – dort gibt es auch einen Onlineshop mit den verfügbaren Büchern, E-Books und Fotopostkarten.

<http://andreas-salome.de>

Henrik Ibsens Frauen-Gestalten

Psychologische Bilder nach seinen sechs Familiendramen

Konsul Bernick: »Auch *das* hab' ich in diesen
Tagen gelernt: die *Frauen* sind
die Stützen der Gesellschaft.«

Lona Hessel: »Da hast du eine schwächliche
Weisheit gelernt, Schwager. Nein, ...
Freiheit und *Wahrheit* – *das*
sind die Stützen der Gesellschaft.«

Henrik Ibsen,
»Die Stützen der Gesellschaft.«
Schluß.

Meinem Mann gewidmet.

Ein Märchen zur Einleitung

Es war einmal eine Bodenkammer.

Niedrig zogen sich die abgeschrägten Wände zu den Bretterdielen herab, und das Tageslicht mußte sich seinen Weg mühsam durch spinnwebbedeckte Dachluken und Ritzen suchen.

Aber über die Dielen war sorgfältig frisches Stroh gebreitet und eine mit Wasser gefüllte Tonne stand darauf. Denn in der Bodenkammer hielten die Menschen allerlei Tiere gefangen und entwöhnten sie durch ihre Zucht und Pflege dem freien Naturleben. Da gackerte es von Hühnern jeglicher Art, Kropftauben gurrten vom Messingrande der Tonne und Tumbler flatterten zwischen ihren Brutstätten unter dem Dachwerk umher. Tief unten aber, im Stroh, verkrochen sich furchtsame Kaninchen hinter das dürre Nadelholz mehrerer Christtannnen, die einen Wald vorzustellen hatten, obschon noch die letzten, bunten Flitterfäden von der vorigen Weihenacht an ihren Zweigen kleben mochten.

In einem der halbdunklen Winkel stand ein neugeflochtener Korb, der mit ganz besonderer Sorgfalt weich ausgepolstert war. Denn er barg das Vornehmste unter all diesen der Freiheit beraubten Geschöpfen, – nämlich eine Wildente, also einen »wirklich wilden« Vogel. Doch nicht nur die Vornehmste, sondern auch die am meisten Bedauernswerte von Allen schien sie zu sein. Denn, mochten sich ihre Genossen noch so willig in dieses künstliche Idyll hineinbequemen, – ein Wildvogel in einer Bodenkammer: das ist doch wohl notwendig eine Tragödie?

Darauf gibt es sechs Antworten und sechs Geschichten.

* * *

Vielleicht ist sie, als ganz kleines hülfloses Vögelchen von den Menschen dem mütterlichen Nest entnommen und unter die Haustiere gesteckt worden. In völliger Unkenntnis ihrer wahren Natur und Heimat, von beständiger Verwöhnung und Bevorzugung umgeben, vergnügt sie sich harmlos in ihrer Bodenkammer wie in einer großen, lustigen Spielstube. Was sie dort sieht und findet, macht ihren hellen Wildvogelaugen freilich nicht den Eindruck der wirklichen Welt, aber in der künstlichen Nachahmung einer solchen dient es ihren kindlichen Kräften als willkommener Tummelplatz voll bunten Spielzeugs. So wird sie langsam flügge. Doch wehe, wenn die Jahreszeit herangekommen ist, wo Stürme an den Dachluken rütteln, ja, wo endlich ein Windstoß sie mit jäher Gewalt aufreißt und plötzlich der kleinen Wildente sich der Blick erschließt über Erde und Himmel. Mit den ersten, flutenden Lichtwellen, die fessellos über ihr aufgehen, geht's auch in ihr auf wie ein Erinnern und Erkennen. Mit dem ersten vollen Luftstrom, der hereinbricht in die dumpfe Bretterkammer, bricht's auch über sie herein, wie Gruß und Wehen aus geahnter Ferne, wie der Hauch und Duft einer Heimat, die weit hinaus liegt über allen Dächern der Stadt mit ihrem Rauchdunst, – hoch hinweg über allen Bodenkammern und Gefängnissen. Noch weiß sie nicht wo ihre Heimat ist, doch daß sie nicht *hier* sein kann, das sagt ihr ein unwiderstehlicher Instinkt, das sagt ihr die tiefe, mächtige Sehnsucht, die ihr die jungen Schwingen gebieterisch auseinandertreibt. Und alsdann fragt sie nicht mehr, ob diese ungeübten Schwingen sie auch zu tragen vermögen und ob auch ein Weg führe durch die leuchtende, winkende Ferne vor ihr, – dann fragt sie nicht mehr, was hinter ihr zurückbleiben mag an Groll und Gram, an Zorn oder Zahmheit der Andern, – sie breitet nur noch schweigend die Flügel und schwebt hinaus, in das Unbekannte, Unermeßliche, – die große Spielstube einzutauschen für ein All –.

Vielleicht aber ist der kleinen Wildente ein solcher Glücksfall nicht beschieden. Kein Sturm kommt, die Pforten ihres Gefängnisses aufzureißen, kein Windstoß drückt sie ein mit seiner jähen Wucht. Sie wächst heran, lebt, altert, stirbt endlich hin, – immer in der nämlichen Bodenkammer. In sorgfältiger Dressur hat man sie gelehrt, die wurmstichigen Holzwände als unübersteigliche Schranken, – Zucht und Ordnung der Haustierwelt als unabänderliche Naturgesetze anzusehen. Man lehrt sie, Alles was da, einer Kulisse gleich, um sie herum aufgebaut ist, für die große und einzige Wirklichkeit zu halten, neben welcher es keine andere mehr gibt. Allmählich daran gewöhnt, sich zu fügen und unterzuordnen, bemüht sich die arme Wildente sehr, es den zahmen Geschöpfen an Gehorsam und zufriedennem Behagen gleichzutun, – den starken, eifrigen Flügeln zu gebieten, die des Nachts in wundersamen Träumen, sich jäh ausbreiten und ungeduldig gegen die morschen Bretterschranken schlagen. Aber wie sie sich auch mühe und mühe, es bleibt vergeblich. Denn die Kunde aus der Heimat, aus Wildnis und Freiheit, dringt dennoch bis zu ihr. Darf sie auch nicht laut und plötzlich kommen, mit der befreienden Gewalt des Sturmes, so schleicht sie sich verstohlen hinein, durch einen immer wiederkehrenden stillen Boten. Es ist der Sonnenstrahl, der ihr die Kunde bringt. Auch von den Haustieren wird er täglich sehnsüchtig erwartet, wenn nicht als Sendbote einer schöneren Ferne, so doch als willkommene Verklärung ihrer Bodenkammerwelt. Vermag doch er allein es einen täuschenden Schimmer über das alte Gerümpel zu werfen, dem trüben Tonnenwasser leuchtende Reflexe zu entlocken, sogar in den grauen Spinnweben und Staubwellen aufzublitzen und zu flimmern wie in lautern Goldfäden, und geht es doch in seinem warmen Licht selbst über die vertrockneten Christbäume wie der sanfte Widerschein eines Frühlings.

Mit ganz anderer Sendung aber kommt er zur Wildente. Ihr

bringt er keine Verschönerung dessen, was sie umgibt, ihr wird er im Gegenteil zu einer großen, scharfen Helle, welche die ganze kulissenhafte Scheinwelt in ihrem wahren Wesen enthüllt, zu einem unerbittlichen Licht, das rücksichtslos und grell über die nackte Armseligkeit der Bodenkammer hingleitet und seine traurige Aufklärung bis in den verborgensten Winkel trägt, um den bisher die Dämmerung schonend ihren Schleier gewoben. Und an dem tiefen Entsetzen und an dem tiefen Verlangen, mit welchem die arme Gefangene dem Lichtstrahl folgt, der ihr Erkenntnis und Enttäuschung gebracht, begreift sie langsam, daß es Wildvogelauge sein, die so zornig und schmerzlich um sich blicken, – helle, unbestechliche, zur Sonne und zur Höhe geborene Augen. Und sie begreift, daß sie in einer Scheinwelt lebt und die wahre, die wirkliche Welt dort fern, hinter den blinden Scheiben liegen muß, von wo der Strahl der großen Sonne kommt.

Und traumhaft, in unklaren, zitternden Umrissen, steigt es vor ihr auf wie ein Bild dieser Wirklichkeit, wie ein Rauschen und Flüstern aus fernen Wassern und Wäldern, wie schwebender Flug unter einem weiten, stillen Himmel. Und allmählich gewinnt es Klang und Farbe und Duft und Licht, heraufbeschworen durch die wilde Energie der Verzweiflung und der Sehnsucht, – bis es endlich fast greifbar vor ihr steht und sich so warm und stark erhebt zu atmendem Leben, daß die Kulissenwelt um sie herum sich davor zu einem wesenlosen Gespensterdasein zu verflüchtigen scheint. Mitten unter dem Gegacker und Geschnatter ihrer Hausgenossen, mitten in dem Staub und der dürftigen Enge des Bretterverschlags, träumt sie sich im Innersten vereint mit den Tausenden glückseliger Freigeborener, die in heimatlicher Ferne, fessellos über der Erde dahinschweben, entgegen dem Lichte der Sonne.

Und wer wollte sagen, ob nicht in diesem Traum und diesem Erkennen in Wahrheit eine Befreiung liege für den wilden

Vogel, – eine Erlösung, die ihn hinaushebt über die zwingenden Schranken, während er langsam dahinstirbt, die dürstenden Augen suchend zur Sonne emporgerichtet, in stummem Gram, mit gesenkten Schwingen einsam hockend zwischen den traurigen Gespenstern der dürrn Christtannen.

* * *

Vielleicht aber ist es eine Wildente gewesen, die ihre lebenslange Gefangenschaft gar nicht ungern ertrug. Sie mag auf der Jagd eine Ladung Schrot unter die Flügel bekommen haben, mag auf den Grund des Wassers gesunken sein, und dort, in Seetang und Algen verbissen, ließ sie sich vom klugen Jagdhund aufspüren und zu seinem Herrn bringen. Anfangs befremdet sie wohl die Bodenkammer mit all ihren Haustieren, bald jedoch findet sich mitten unter ihnen ein kleiner Kamerad aus der großen Welt draußen, – ein junges Singvögelchen, welches sich willig und wehrlos hatte einfangen lassen, denn es war blind. Wohl blieb seinen blinden Augen die Armseligkeit und Enge des Bretterverschlages unbekannt; dennoch schließt es sich mit instinktiver Neigung an den Wildvogel an, der aus Sonnenschein und Freiheit kommt gleich ihm, und, in den Tannenzweigen kauern, singt es ihm alle seine süßesten Lieder.

Doch auch die Haustiere beeifern sich sehr, dem weitgereisten Fremdling ihre Bewunderung zu zeigen, und sie fühlen sich geehrt, wenn er sich zu ihnen herabläßt. Er erhält die beste Pflege und die saftigsten Bissen, und sicherlich war das weit angenehmer, als draußen in der Wildnis gelegentlich selbst von den Raubvögeln zu einem guten Bissen ausersehen zu werden. Flüggellahm und eingeschüchtert durch die eben überstandenen Gefahren der Freiheit, gewöhnt man sich überdies leicht an ein bequemes Gefängnis. Die reichliche Kost und mangelnde Bewegung machen fett und träge, und das träge Fett legt sich allmäh-

lich lähmend und einschläfernd auf Sehnsucht, Unruhe und Tatendrang. In der dumpfen Luft wird die Lunge kurzatmig, die einst, im raschen Fluge, gegen den Sturm geatmet; ja, bald sinkt der Flug selbst zu einem hühnerartigen Flattern herab. Nichts mehr mahnt an das freie, wilde Naturleben als der süße Ton, mit dem der kleine Vogel in das Geschnatter der Haustiere hinein lockt und singt. Wohl steigen auch jedesmal mit diesem Ton die alten Erinnerungsbilder empor, aber längst sind sie aus einem Schmerz und einem Gram zum Vergnügen, zum Zeitvertreib der umschmeichelten Eitelkeit geworden, die mit ihnen spielen und mit ihnen prahlen kann. So brüstet sich der gefangene Wildvogel, indem er seine lahmgeschossenen Schwingen gegen die staubigen Scheiben ausbreitet und es den Andern vormacht, wie er einst mutvoll, Stürmen trotzend, unter ziehenden Wetterwolken dahinschwebte. Und mit Behagen empfindet er dabei, daß er in Wahrheit geborgen im Kreise der gutmütigen Tauben und Hühner sitzt, daß keine Wolke mehr über ihn hinzieht, als der hereinschlagende Qualm eines freistehenden Schornsteins und kein Blitz mehr über ihm aufzuckt, als die stiebenden Funken vom Herdfeuer der Nachbarküche, die im grauen Rauche emporsprühen.

Nur Eines unter ihnen Allen, die sich an den Schaustellungen der Wildente ergötzen, hält den vorgespiegelten Freiheitsdrang für echt. Der kleine blinde Singvogel nimmt es für Ernst, daß sein armer, gefangener Kamerad sich vergebens müht, die zer-schossenen Flügel noch einmal zu freiem Fluge zu entfalten. Und im Wunsch und im Drang ihm beizustehen, es ihn wieder zu lehren, wie man die Schwingen regt und die Freiheit erobert, vergißt er sich, – vergißt er seine eigene hilflose Blindheit, vergißt er die ihn selbst umgebenden nie geschauten Schranken: tastend breitet er sein Gefieder aus, steigt empor, verfängt sich im dichten Dunkel, welches das alte tückische Gerümpel für ihn umgibt, – und stürzt mit zerbrochenen Flügeln zu Boden.

Vielleicht aber ist es auch die Wildente selbst, welche sich freiwillig im engen Gefängnis zu Tode stürzt. Vielleicht nützt es ihr gar nichts, daß sie sich in demselben vollkommen eingelebt hat, ja, daß sie sich sogar freiwillig in dies Gefängnis verflog. Diese Wildente ist ein kecker, mutwilliger Vogel, dem es verlockend erschien, unter den schwachen, gezähmten Geschöpfen zu herrschen, sein Glück zu versuchen. Um sich alsdann nach Belieben wieder zur Freiheit zu helfen, dazu verläßt er sich auf die erprobte, geübte Kraft seines Schnabels, seiner Glieder. Und über alles Erwarten gelingt ihm sein Vorhaben. Die überlegene Kraft schüchtert die Haustiere so ein, sie drängt so rücksichtslos jedes Hindernis, jeden Widerspruch beiseite, daß sich ihr bald Alles fügt und beugt. Um die Verwirrung und Zerstörung der hergebrachten Ordnung, die sie damit anrichten muß, kümmert die Wildente sich nicht sonderlich. Bringt sie doch mit ihrer bloßen Anwesenheit ein ganz neues Gesetz und Recht an Stelle der bisher geltenden Zucht, – das Recht und Gesetz des Stärkeren. Die schwächeren Genossen können sich ja nicht an ihr rächen!

Aber sie rächen sich dennoch.

Freilich nicht mit den Mitteln der Gegengewalt und Feindschaft; darin bleibt sie ihnen überlegen. Vielmehr ziehen sie den wilden Vogel in Liebe und Freundschaft immer fester an sich. Und grade hierin lassen sie die verborgene Gefahr zur Wirkung gelangen: die Gefahr der Beeinflussung des Wilden durch das Zahme, der Ansteckung des Starken durch das Geschwächte, die Gefahr der *Gewöhnung*. Denn ist er auch in Freiheit geboren, so ist er doch nicht der Raubvögel Einer, der sich die Haustiere zur Beute sucht. Dort draußen lebt er selbst im Kampfe mit Jenen, – näher steht er allen Denen, die des Anschlusses an die Welt des Menschen fähig sind. Allzu nah steht er ihnen, – er ist der Verwandtschaft mit ihnen verfallen. Sicherer und unwiderstehlicher, als ihn ein Schuß niederzustrecken vermöchte,

besiegt ihn das Band, welches ihn den zahmen Geschöpfen verbindet, – es gleicht einer Schlinge um seinen eigenen Hals, die seine Kraft langsam zu erwürgen droht.

Schon zu lange weilt er in der beklommenen Enge, in welcher menschliche Zucht und Herrschaft zu befehlen hat, in welcher alle wilden Triebe ausgerottet, alle Ausschreitungen bestraft werden müssen. Der Gedanke an Strafe und Aufsicht wird ihm mit der Zeit geläufig; er verknüpft nachträglich ein beunruhigendes Gefühl mit den Erinnerungen an überschrittene Verbote, begangene Untaten. Leise und heimlich, wie ein Dieb in der Nacht, beginnt sich ein Haustiergewissen in ihn einzuschleichen. Es stiehlt sich als ein sanfter Zug in den räuberischen Mut, als eine schüchterne Frucht in die kecke Stärke. Aus der dumpfen Dämmerung erhebt es sich langsam; gleich einem wesenlosen, grauen Gespenst, ballt es sich schattenhaft zusammen, – ein unheimlicher Spuk, der zittern macht und entnervt.

Die Wildente hat sich »veredelt«, wie es die Menschen nennen; ihr selbst aber, dem freigeborenen, wilden Geschöpf, ist es nur, als sei sie krank und traurig, wehrlos und elend geworden.

So kann es denn geschehen, daß sie eines Tages sieht, wie ihr die Menschen lächelnd, gleichsam zum Hohn, ein Dachfenster öffnen, ohne daß sie hinauszufiegen wagt. Sie wissen es, daß ihr Gefängnis offen bleiben kann, denn stärker als durch äußere Bande, – innerlich ist sie von der Macht des Zahmen gefangen genommen worden. Und so mochten sie sich wohl, gleich eitlen Göttern, an der Abhängigkeit ihrer Geschöpfe freuen. Doch freuten sie sich zu früh, denn ein Wildvogel nimmt sich doch schließlich die Freiheit, wenn es auch eine andere ist, als er sich selbst geträumt hat. Wie er so dasitzt, dicht und sehnsüchtig ans offene Fenster geschmiegt, bald aufschauend zur leuchtenden, winkenden Höhe, bald schauernd um sich blickend nach dem Gespensterspuk der Bodenkammer, – da überkommt es ihn mit einem wirren Taumel. Aus der Tiefe unter ihm scheint es

heraufzusteigen und greift langsam nach ihm, unwiderstehlich faßt ihn der Schwindel, – tiefer beugt er sich nieder und stürzt hinab auf das Steinpflaster des Hofes.

Für ihn gibt es in dem furchtbaren Widerspruch und Kampf zwischen wild und zahm, frei und gebunden, Naturwelt und Bodenkammerwelt, keine Lösung, keine Versöhnung:

»– Will er auf zum Lichte dringen
Aus der Angst der Nachtgespenster
Stürzt er mit zerbrochenen Schwingen
Von dem trügerischen Fenster.«
(Ibsen)

* * *

Vielleicht aber gibt es dennoch eine Lösung, wenn nur die Wildente sich die zahmen Genossen nicht entfremdet, den Geist der Bodenkammer nicht zu listiger Rache gegen sich aufgereizt hat. Wenn sie, selbst sanft und scheu, sich nicht in keckem Übermut, sondern vielleicht nur von Not und Unkenntnis getrieben unter das bergende Dach verflog. Sie wußte nicht, daß sie mit diesem einmaligen Abirren von der freien Flugrichtung sich unwiderruflich und für immer in Gefangenschaft begab. Kaum aber wird ihr dies klar als auch der große Schmerz um ihre verlorene Freiheit sie ergreift, – wild und mächtig. Rastlos flattert sie von Bretterwand zu Bretterwand, angstvoll umherirrend und mit den zitternden Flügeln schlagend, – oder sie hockt in düsterer Schwermut in irgendeinem der halbdunklen Winkel, in so schreckhaftem Zusammenzucken und Auffahren, als drohten die engen Schranken jeden Augenblick auf sie niederzustürzen, um sie in ihrem Schutt zu begraben. Vergebens suchen Menschen und Tiere ihr Heimweh zu mildern, ihr Alles zu bieten, zu gewähren, was sie mit ihrem Aufenthalt bei ihnen aussöhnen

könnte, – sie merkt es kaum, sie weiß kaum davon, daß sie von ihnen versorgt, gepflegt, geliebt ist, – denn sie bleibt trotzdem fremd und einsam unter ihnen. Die Vorstellung gefangen zu sein, beherrscht sie ausschließlich und scheidet sie in ihrer großen Verlassenheit und Trauer ab von Allem, was außer ihr vorgeht. Trotzdem lassen sich ihre Herren und Genossen dadurch nicht kränken noch abschrecken, gar zu sehr hat der wilde Vogel mit seiner Schwermut es ihnen angetan. Der fremdartige Reiz, die Poesie der Wildnis und Freiheit, die über ihm liegt wie ein Zauber, erhält ihm die Herzen, weckt in ihnen eine mitfühlende Ahnung der Heimat draußen, die er entbehrt und die ja einst, von Urbeginn an, ihrer Aller Heimat gewesen ist, – ein vergessenes, fernes Wunderland. In zerrissenen, lockenden Bildern beschwört er sie immer wieder vor ihnen herauf, gefoltet vom verzehrenden Zug nach dem Unerreichbaren, Unermeßlichen, von dem Grauen und Schrecken vor Gefangenschaft und Enge. Ihn unheilbar hinsterven zu sehen an seiner rastlosen Sehnsucht, das vermögen die Menschen und Tiere aber nicht; größer noch als das Verlangen ihn zu eigen zu behalten, ihn sich zu verschwistern, wuchs ihre Liebe zum armen Gefangenen. So beschließen sie denn Abschied von ihm zu nehmen [u]nd öffnen ihm, betrübt und willig, das Fenster. Doch da geschieht noch einmal das Wundersame, Unbegreifliche, – daß ihnen die befreite Wildente nicht entflieht.

Aber auch in die Tiefe hinab stürzt sie nicht.

Gleich einem bösen Zauberbann sinkt es von ihr, sobald sie frei die Schwingen regen darf, um ihm zu folgen. Denn nur die Furcht, gefangen zu sein, trieb sie fort. Ihre Fluchtgedanken waren nichts anderes, als die dunkle Angst vor der Fessel, die Angst des freigebohrenen Geschöpfes, welches niemals heimisch werden kann in Zwang und Knechtschaft. Indem die Liebe ihr die Freiheit wiedergab, zerstreute sie dies Wahngelbde und bewies ihr durch die selbstlose Tat solcher Liebe, wie fest sie

ihrerseits schon die zahmen Genossen gefangen genommen, wie innig sie ihnen zugehörig sei. Und froh und staunend erkennt der wilde Vogel, daß er es ist, der sich die zahme Welt erobert hat, sich warm in ihrer Liebe eingenistet mit dem siegenden Zauber der Freiheit und Wildnis. Er erkennt, daß er sie also nicht länger zu scheuen braucht und frei entgegennehmen darf, was sie ihm so lange vergebens schenkte und anbot, ohne daß er es beachtet hat: Schutz, Gemeinsamkeit und Freundschaft. Nicht mehr fort in das Grenzenlose will er nun, sondern nur, daß die freiwillig anerkannten Grenzen keine zwingenden Schranken seien; nicht mißbrauchen seine Schwingen will er, nur sie frei entfalten und regen dürfen; nicht fort von den Genossen, nur frei in Liebe unter ihnen weilen.

* * *

Vielleicht, wenn die Menschen dies beschämt und glücklich erleben, dann schließen sie ihre Dachluken nie wieder; neue große Fenster lassen sie in die Wände brechen, damit Luft und Licht ungehemmt hineindringe und die Vögel aus- und einfliegen können nach freiem Belieben. Damit sich die Bodenkammer langsam entfalte aus einem Gefängnis zu einem Asyl der Freiheit, – einer Stätte des Schutzes für Alles, was obdachlos unter dem weiten Himmel irrt und sich nicht heimfindet: eine Stätte der *Versöhnung* und *Vermählung* von zahm und wild. Einem großen, warmen Neste vergleichbar, auf dem Dache im Sonnenschein daliegend wie auf hoher Warte, Allen offenstehend und sichtbar, verschwistert mit all' den unzähligen kleinen, wilden Nestern, welche sich die Geschöpfe draußen in der Natur in Fleiß und Freiheit selbst schaffen. Denn Eines gibt es, worin auch der unruhigste Wandertrieb und Ferndrang sich beschwichtigt, freiwillig beschränkt und ausruht von seiner

strebenden Rastlosigkeit, – das ist der nesterbauende Frühling der Liebe, – das Heim.

Welch' ein Geschöpf vermöchte es dann noch zu geben, das ausgeschlossen bliebe aus solcher Gemeinschaft? Ein Vogel müßte es sein, der zur Heimatlosigkeit verdammt wäre unter Seinesgleichen. Ein Vogel ohne rechten Wandertrieb und Ferndrang, weil es ihm an dem Mut des Wildgeborenen gebricht, aber auch voll Widerwillen gegen den Schutz und Frieden unter den Genossen, weil ihm nicht minder die Empfänglichkeit und Sanftmut des Zahmgewohnten fehlt. Weder fähig zum Kampf wider das Bestehende noch zur Eintracht in gegenseitiger Förderung, müßte er für immer in kraftloser Unrast verharren; ohne Blick für die weite Welt der Freiheit draußen, denn von all' ihrer Sonne und Schöne ist er nur imstande, eine gefahrdrohende, leere Ferne wahrzunehmen; aber auch ohne Auge für die kleine Welt um ihn, denn selbst noch im wärmsten Nest sähe er nur die Enge. Wie ihm der Nestbau widersteht, jener Trieb des Wilden und des Zahmen, sich *seine Heimat zu schaffen*, – so müßte es ihm am Lebenstriebe selbst mangeln. Deshalb gäbe es für ihn keine mögliche Daseinsform in der Welt des Lebenden und des Schaffenden überhaupt, – ja, nicht einmal mehr ein Entweichen aus derselben heraus. Es sei denn, daß er in der Menschen Hände fiele und so das Leben vom Überflüssigen befreite: ein rascher Tod vor dem Flintenlauf des Jägers –.

Nora (»Ein Puppenheim«)

Nora: »– – Im Grunde ist es
doch herrlich, so das
Wunderbare zu erwarten.«
(Zweiter Aufzug)

Kurz vor Einbruch der Weihnachtsnacht –.

In der warmen, behaglichen Wohnstube des neuernannten Bankdirektors Thorwald Helmer ist schon der Christbaum aufgestellt. Bunt blitzt es von allen Zweigen herab und sein tiefes, frisches Tannengrün verschwindet fast unter dem reichen Flitterstaat, der es flimmernd bedeckt. Mit seiner kindlichen Pracht von Goldpapier und Zuckerwerk steht er erwartungsvoll da, nicht geschaffen für den nüchternen Blick des sinkenden Tages, der ihn lächelnd betrachtet. Er wartet auf die Nacht, für die er sich, so gut er es vermochte, geschmückt hat. Schon drängt sich ja, mitten im Tand und Flitter, geheimnisvoll Licht an Licht, Vorbereitungen für das einbrechende erste Dunkel, Verheißungen, daß die Stunde nahe ist, in welcher sie alle aufflammen werden, hell und blendend, – um all das glitzernde Spielwerk zu wandeln und zu verklären im strahlenden Wunder der Weihnachtsnacht.

Kurz vor Einbruch der Weihnachtsnacht, – das ist die Stunde und Stimmung, aus welcher heraus sich Noras ganzes inneres Leben aufbauen läßt. Nicht nur bei ihrem ersten Auftreten kommt sie in Begleitung des Christbaums, beladen mit den noch

verhüllten Christgaben, – um all' ihr tiefstes Kämpfen und Träumen liegt es wie Weihnachtshoffnung und Weihnachtsbeleuchtung, wie heimliches Schmücken und heimliches Bescheren, getroste Erwartung des Nachtdunkels und kindlicher Ausblick nach dem strahlenden Wunder.

Weihnachten bringt das Fest der Kinder, und Nora ist ein Kind. Das Kindliche ist es, das ihren Liebreiz, ihre Gefahr, ihr Schicksal ausmacht. Das einzige, verzogene Töchterchen eines leichtlebigen Wittwers, der in ihr mehr seine heiterste Lebensfreude, als seine wichtigste Lebensaufgabe sah, ward Nora nur den Jahren nach erwachsen. Der Übergang aus ihren sorglosen, unbekümmerten Mädchentagen in die Ehe ist ihr darum wenig mehr gewesen als ein Umzug, – der Umzug aus einer kleineren Spielstube in eine größere, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie statt ihrer bisherigen leblosen Wachskinder allmählich drei allerliebste, lebendige Puppen dazu erhält.

Und wie das gewohnte Spiel, so bringt sie auch die gewohnte Liebe aus der Kinderzeit mit in die Ehe hinein: Dieselbe Liebe, die im Verhältnis von Tochter und Vater groß geworden ist, – ehrfürchtig, innig, mit großen, gläubig bewundernden Kinder-Augen emporblickend. »Als ich noch zu Hause war«, sagt sie dem Hausfreunde Dr. Rank, »da liebt' ich natürlich Vater über Alles. – Sie können sich doch wohl denken, daß es mit Thorwald grad' so ist wie mit Vater.«

Diese kindliche Unberührtheit und Unerfahrenheit läßt sie darum auch ganz fraglos annehmen, daß ihr Gatte alles Gute, Hohe und Große ebenso selbstverständlich in sich verkörpert, wie es in den Augen des Kindes der Vater tut. Und damit muß ihr seine Werbung und die Ehe mit ihm als ein überreiches Geschenk erscheinen, welches man dankbar und kritiklos zu empfangen hat, als eine geheimnisvolle, kostbare Bescherung, zu der es ja gehört, daß man mit verbundenen Augen ihr entgegengeführt wird. Denn daß der Gatte, den sie so hoch über sich

wähnt, sich nicht nur in der väterlichen, daheimgewohnten Nachsicht und Fürsorge zu ihr geneigt hat, sondern daß er sie in freier Wahl zu seinem Weibe erhebt, vollkommen eins mit ihr wird, – das ist eine Größe des Geschenkes, der Liebesgabe, die sie kaum zu fassen vermag. Wie ein unbegreifliches Wunder erscheint es ihr und so glaubt sie denn daran, wie Kinder an Wunder glauben. Und in diesem Wundergedanken erwacht zum ersten Mal eine neue, eigne Welt und Entwicklung in ihr, – eine Welt der Demut und des Stolzes; der rückhaltlosen Hingebung an ihren Gatten zugleich mit dem ersten Verlangen und Suchen nach sich selbst und dem eignen Wert: Die ersten, drängenden Regungen ihrer schlummernden Kraft werden geweckt; sie versucht es instinktiv, zu sich selbst zu kommen, um sich hinwegschenken, sich hingeben zu können, – denn ihrem Schlummer ist in dunklen, ahnungsvollen Träumen das Wunder einer wahren Ehe aufgegangen.

Was sich dergestalt in Noras innerstem Wesen regt, bleibt indessen vorläufig verborgen und selbst von ihrem eignen Gefühl fast noch unverstanden. Es liegt da in ihr gleich einem ganz zarten, unsichtbaren, aber zukunftskräftigen Keim, welchen die übermütig krausen Ranken und Blumen ihres sorglosen Frohsinns noch verdecken und heiter überblühen. Sie bleibt stehen in ihrer kleinen, eng umgrenzten Welt des Spiels und Tändelns, – und nur hoch und entfernt wölbt sich darüber der Wunderhimmel, zu dem sie aufschaut; aber dennoch ist es allein dies Stück unergründliches Himmelsblau das über Allem ruht, was sie hofft und glaubt, was Allem erst den lachenden, glücklichen Abglanz verleiht, in dem sie Menschen und Dinge ansieht. Und je weiter es sich von der Wirklichkeit zu entfernen scheint, je deutlicher sie es mit der Zeit hindurch fühlt, daß Thorwald Helmer sie im Grunde mehr wie ein reizendes Kind als wie ein ihm gleichstehendes Weib behandelt, desto unverrückter, gläubiger, geduldiger blickt sie zu dem blauen Himmel ihrer Wun-

derhoffnungen empor.»Ich habe nun«, sagt sie am Schluß, »acht Jahre so geduldig gewartet, – Gott, ich sah ja ein, daß das Wunderbare nicht so als etwas Alltägliches kommen konnte.«

Helmer ahnt nichts von dieser Erwartung. Nichts liegt ihm ferner als der Wunsch, ihr gegenseitiges Verhältnis zu ändern; in keiner Weise besitzt er Noras Bedürfnis nach voller Ergänzung und Ebenbürtigkeit, nach einem gemeinsamen Emporwachsen zu einer gemeinsamen Größe. Denn wie sie kindlich geblieben ist in ihrem tiefsten Wesen, so ist er, in seinem zufriedenen Selbstbewußtsein, durch und durch erwachsen. Das *Wachsenwollen*, das verlangend und glaubend über sich selbst hinausgreift, ist eine Kindesfreude. Für seine Person kann er es nicht brauchen, denn die ihn so wohl kleidende Würde und Wichtigkeit würde überall verkürzt werden, wie ein allzu enges Gewand, dem man entwächst. Aber auch Nora, obschon er ihren Frohmut nachsichtig in kein solches Gewand einzwängt, muß er davor bewahren. Hat er sie sich doch mit wohlüberlegter Absicht, nach einem ganz bestimmten Maß und Größenverhältnis unter den Frauen ausgesucht, – grade in dieser kleinen, unfertigen, unausgewachsenen Gestalt, damit sie genau in das »Puppenheim« hineinpasse, in welches er sie führt.

Denn wie Noras Liebe im Wunderlande heimisch ist, so ist es die seine in eben dem Puppenheim. Die kindliche Liebe will anschauen, aufstreben am Geliebten, sich emporranken an ihm; und achtlos entfällt ihr darüber das Spielzeug und die Puppe früherer Tage. Helmer, der selbstgefällige, selbstbewußte »Erwachsene«, der nicht mehr über sich selbst hinauf blicken mag, – wählt sich in seiner Liebe grade ein Spielzeug und eine Puppe für die Mußestunden zwischen seinen wichtigen Beschäftigungen. Er wählt ein »Eichhörnchen«, das ihm possierliche Sprünge vormachen kann, wenn er sich langweilt, eine »Lerche«, die ihm den Mißmut fortzwitschert, ein »Naschkätzchen«, das schon Zuckerplätzchen genügend beglücken, wenn er sich